

Schürli

Schürli & Architektur

am 10 April 2019 Michi Gehret



Schürli aus Sicht der Architektur

Die Wurzeln
Neolithische Revolution

Die Neolithisierung, der Wandel der Menschen vom Jäger und Sammler zum sesshaften Viehzüchter und Ackerbauern erreichte die Alpen vor rund 8 000 Jahren. Nebst den Pfahlbauern gab es schon zu Beginn Landsiedlungen zwischen dem Jura und den Voralpen. Auch auf heutigem Bernerboden wurde früh Landwirtschaft betrieben, wie Pollenforschungen im Iffigsee (Lenk) zeigen und auf eine Alpbewirtschaftung vom Wallis her deuten. Alpenforscher Werner Bätzing teilt die Vielfalt der Kulturlandschaftsformen grob in Altsiedelräume, wo schon zur Römerzeit dichte Siedlungsformen bestanden haben, und Jungsiedelräume, die wie die Berner Täler erst im Hohen Mittelalter dichter besiedelt worden sind. Gerade solche Jungsiedelräume sind dank angepasster Landwirtschaft zu „schürlireichen“ Landschaften gewachsen.

Altsiedelräume und Jungsiedelräume unterscheiden sich deutlich in landwirtschaftlicher Nutzung und im Landschaftsbild.

In Regionen über 1000 M.ü.M. war bestimmt schon früh die Viehzucht die Hauptnahrungsquelle. Nach der Rodung wächst auf den hohen und oft auch steilen Matten Gras und es bildet sich höhere Biodiversität. Nur ein Wiederkäuer hat die Fähigkeit aus diesen Gräsern und Alpenblumen das für den Menschen verdaubare Protein zu lösen. So war der Konsum der Milchprodukte und des Fleisches wohl ein wichtiger Faktor Überlebensfaktor für das Leben in den Bergen. Die Bauern perfektionierten die Viehwirtschaft bis hin zum Industriezeitalter nachhaltig und erfolgreich. Landwirtschaft und Viehhandel schenken sogar Reichtum, den die Bauern mit einer eigenen Architektur zeigten, wie es die Simmentaler Bauernhäuser schön zeigen. Der frühere BMW Chefdesigner Chris Bangle bezeichnete das Simmentaler Bauernhaus einmal als perfekte Harmonie und Schönheit.

Eigentlich sesshaft konnten diese Bauern dann doch nicht werden. Sie wurden Nomaden vom Talbetrieb im jahreszeitlichen Rhythmus vom Talbetrieb auf die Alp und zurück. Als Nomaden bauten Sie Hütten und wohl auch schon bald gedeckte Heulager an saisonalen Standorten. Dort liessen Sie die Kühe grasen und schnitten an andern Orten Heu für den Winter.

Alte Flurnamen zeugen oft von solchen Stätten. Es gibt zum Beispiel Ortsbezeichnungen wie „Wintermatte“, dort fand das Vieh noch bis im November Nahrung und die Bauern bauten Ställe mit Stuben und Kleinstkäsereien.

Die Ställe und Schober, welche heute noch stehen, werden maximal 400 Jahre alt sein. Ihre Architekten waren lokale Zimmermänner und die Bauern selbst. Ihr Design ist geprägt von ihrer unmittelbaren Umgebung und daher sehr Regional. Sie zeigen ein hohes Mass an innovativ angepasster Zimmermannskunst.

Mein Beschrieb fokussiert sich denn auch auf meine Region und auf ein Inventar in der Gemeinde Gsteig, in welchem ich vor 6 Jahren nahezu aller Schür.li erfasst habe. Meine Vergleiche kann ich jedoch auf die ganze Schweiz ausweiten, da wir derzeit bereits 1'500 Gebäude schweizweit erfasst haben.

Da sich diese Ställe in Größe und Funktion unterscheiden, erstelle ich hier eine kleine Aufzählung und Kategorisierung.

Ställchen/Schürli: Auch vom Talbetrieb aus früher die Bauern mit dem Vieh zum Futter gegangen. Heute geht das Futter mit Tausenden Ladewagen-Kilometer zu den

Riesenscheunen. All die kleinen Schürli besitzen in der Regel Wasseranschluss. Im Stallgeschoss gibt es oft 2 Kuhreihen, eine „Barni“ ein Querholz zum Anbinden der Tiere, dahinter mit der Futterkrippe. In der Diele, erschlossen über ein grosses Tor in der Rückfassade, ist viel Platz für das Heulager, in den dazugehörigen Lauben wird Stroh/ Lische/Streui gelagert.

Lischeschober/Streuihüsli: In Feuchtgebieten, wo Rinder nicht weiden können, wurde das magere Gras – die Lische – gemäht, getrocknet und im Lischeschober gelagert. In der Regel wurde das gelagerte Material im Winter mit Heuschlitten aus den Schobern zu Ställchen und zur Talscheune geführt. Die Lische diente als Einstreu und für Jungrinder als Futter.

Heuschober, Heuhütten: Im Jahres- bis Dreijahresrhythmus wurden die Flächen, die für Weidegang zu feucht sind und trotzdem gutes Futter hergeben, gemäht und in Heuschober eingebracht, um es im Winter ins Tal in der Regel mit Horeschlitten ins Tal zu führen. Verfügen Heuschober über eine Schlafgelegenheit, werden sie zu Heuhütten. Es gibt ganze Bergheuläger mit vielen Parzellen und einem sensationellen Landschaftsmuster. Dank Bergheu-Beiträgen pflegen viele Einheimische die Heuhütten. Grösstenteils sind dies Heuschober aus Rundholz als Blockbau gebaut und nicht breiter als eine mittlere Tanne hoch.

Wildheuhüttli: Wildheuen wurde bis in die 1960-er und 1970-er Jahren betrieben. Noch sind einige Wildheuhütten in blumenreichsten Alpenwiesen und mit schönster Aussicht nicht zerfallen. Diese Hütten sind sparsam mit Brettern verkleidet, da das Baumaterial zu den Orten mit Pferden gesäumt oder von Hand getragen werden musste.

Weidehütten: Viele Bergbauernbetriebe zügelten im Jahresrhythmus vom Tal im Frühsommer zur Vorweide, zur Weide, zur Hochweide, zur Alp und zur Hochalp und am Ende des Alpsommers wieder zurück. Bei den Vorweiden, Hochweiden und Hochalpen haben viele Hütten ihre Funktion verloren

angepasste Proportionen und Größen

In einem Gespräch über die Wichtigkeit des Erhalts der Schürli mit dem Architekten Heinz Julen philosophierten wir darüber, wie aus diesen ohne Vorgaben und Gesetze dank dem „guten Zimmermannsgefühl“ perfekt proportionierte Gebäude entstanden sind. Er sah das dann auch als Ansatz zu einer problemlosen Umnutzung und er meint, dass dies zugelassen werden sollte unter der Bedingung das nur Materialien und Energie aus der unmittelbaren Umgebung genutzt werden können. Dieser spannende Ansatz erklärt auch, warum viel der alten ruralen Gebäude in Ihrer Proportion so harmonisch sind.

Ob beim Bau eines Heuschobers oder Stall, es war nur das lokale Material aus einem 100 Meter Radius vorhanden. Hier wurden die Bäume gefällt, Fichten, teils Lärchen. Mit grossen Handsägen, oft von zwei Männern bedient, wurden aus dem unteren Teil prächtige Balken und Bretter gesägt. In Gsteig ziemlich oft im 3er Schritt. 3cm Bretter für Laubenverbretterung, 6cm für Dielenböden, 12cm für Blockwände, 15- 16 cm für Bünde und Schwellen und die grössten Diameter hatten die Pfetten. Diese sind dann aber auch oft schon Rund oder haben runde Kanten, da die Tannen in der nötigen Länge schon gar nicht mehr so grosse Umfänge haben. Genau diese Längen beziehungsweise Höhen definieren sodann auch die Gebäudebreite. Der Blockbau der Stallung misst oft rund 1/3 der Tannenhöhen, denn nur im unteren Drittel lässt der Stammdurchmesser gute Blöcke

sägen. Da die Bauern ihr Land und das Mikroklima sehr gut kannten, wussten Sie, wo der beste Standort war. Niemand baute in gefährlichen Gebieten. Auch der kleine Aushub im hinteren Teil der meist am Hang stehenden Gebäude, musste funktional einfach erfolgen. Nur vorne waren sie meistens aufgestützt, auf Mauern oder Holzstämmen. Diese Sockel konnten später auch einfach an mögliche Geländesenkungen angepasst, sprich nivelliert werden. Der hölzerne Stallboden war auf dicken Rundhölzern mit etwas Abstand zum Boden montiert. Dieser musste öfters ersetzt werden, denn auch heute gehört er zu den Bauteilen, die am ersten verfaulen und ihre Funktion verlieren. Oft sind die Ställe auch in der Tiefe ähnlich gross mit Futterkrippe, eine Kuhlänge als Läger, Schorrgraben, für den Mist, ein zweites Läger und wieder ein Gang fürs Heu bis die Natursteinmauer das Ganze abschliesst. Der Schwellenkranz war dann das Fundament des Blockbaus, dieser wurde bei den Türlöchern durch Pfosten getrennt. Dies tat man oft auch in der Hauptfassade, um Breite zu gewinnen und das Holz ökonomischer zu nutzen. Kleine Fenster ergaben sich durch das Trennen eines Blockbandes, Das ging dann oft auch ohne Pfosten und wirkt wie mit der Motorsäge ausgefräst. Der Bund schloss dann die Ebene der Kühe. Über dem Stall war das Heulager, verbunden durch Luken. Hier begann der Einsatz der Holzreste, denn die Böden mussten nicht mehr so präzise passen. Oft wurde auf die Fugen Schwarten gelegt (Holzanschnitt beim Sägen der Stämme mit viel Rindenanteil). Die Dielen mussten zum Trocknen des Heus auch luftdurchlässig sein, daher war es ideal hier die im Durchmesser kleineren Stämme zu brauchen, oft gar nicht mehr zu Quadratischen Blöcken geschnitten, nur mehr als Rundholz. Die Lücken dazwischen nennen wir Gimmen. Als Schutz der Wetterfassaden gibt es eine Art Laube. Hier verbindet eine kleine Treppe die beiden Geschosse. Zwei Holmen, verbunden mit den Tritten, meist nicht breiter als die grössten Dielen, die in Längsrichtung den Boden im konstruktiv gelösten Anbau bildeten. Diese Kammern dienten zu „Streuwi“ Lagerung, dem Einstreu (Laub trocknen für Einstreu führt zum Namen Laube) für den Mist. Die Verbretterung in der Vertikalen mit Staubleisten war ideal gegen äussere Einflüsse. Diese unbehandelten Hölzer werden an ausgesetzten Fassaden grau, und unter dem geschützten Vordach braun, am Schluss fast schwarz, mit roten und orangen Anteilen. Diese vielfältigen Farbmuster helfen mit der Dynamik der Farbwechsel mit, dass sich die Gebäude so wunderbar in die Landschaft integrieren?

Das meist einfache Satteldach bildet vier gleichlange Vordächer zum Hauptkern. Durch die traufseitigen angebauten „Streuwigaden“ und den beschriebenen Lauben reduzierte sich der seitliche Dachvorsprung auf ein Minimum.

Die Sparen wurden quer mit einer versetzten Dachschalung gedeckt. Lücken bis zu 20 cm waren für die groben Holzschindeln der Dachhaut einfach zu überbrücken.

Das Holzschindeldach war im Berner Oberland ziemlich üblich, da sich das vorhandene Fichtenholz leicht zu Schindeln spalten lässt und das lokale Gestein, ein Alpenkalk, keine Platten bildet, wie zum Beispiel der Granit im Wallis und Bündnerland. Diese Holzschindeln mussten alle 10-20 Jahre ersetzt werden. Heute sind die Schindeln jedoch älter, da sie wohl ab Mitte des letzten Jahrhundert mit Wellblechen abgedeckt wurden. Dank dem Rost findet auch bei den Blechen mit der Zeit eine farbliche Harmonisierung mit der Natur statt.

Reine Schindeldächer, sieht man meist noch bei den Heuschobern. Diese stehen heute oft am Rande von oder in Feuchtgebieten. Das Gras hier eignet sich nicht zum Füttern, es wird jedoch geschnitten und getrocknet, dann im Schobern bis zum Winter gelagert. Grosse Schlitten „Horeschlitte“ warten noch heute in diesen Kleinoden auf das winterliche Transportritual. Die Gefährte wurden dann mit dem Heu oder der Streuwi beladen und per Schlittenfahrt ins Tal gebracht. Diese Schober sind mehrheitlich Rundholzbauten, meist mit fast quadratischen Grundriss, wiederum 1/3 Baumlänge weil in der Höhe die Bäume

natürlich kürzer sind. Diese Einraumgebäude messen somit nur rund 4 mal 4 Meter mit Firsthöhe von 2,5-3,5 Meter. Das fast Hausgrosse Tor kann seitlich angebracht sein, meist ist es an der Rückfassade wie bei den grösseren Schürli. Heuschober prägen die höheren Lagen der Täler, zerfallen aber immer zahlreicher, da sie ihren Nutzen verloren haben.

Für alle Schürli gilt wie für viele landwirtschaftliche Gebäude, dass sie funktional mit Baumaterial aus unmittelbarer Nähe entstanden sind. Somit kann man schwer von Architektur sprechen, da es keine eigentliche Planung, keinen Entwurf brauchte. Die Objekte verfügen aber über eine klare Architektursprache, eine reduzierte, harmonische, integrierte Sprache aus der man Lehren ziehen kann.

Durch die Beobachtung der gewachsenen ruralen Hütten können Elemente durchaus in der Architektur Platz finden, sei es als rein ästhetische Elemente, oder als konstruktive Elemente. Lauben gleichen vorgehängten Fassaden mit Funktionen. Sie schützen den Kern des Gebäudes mit einem wetterfesteren Material, beim Schürli wechselt nur die Verarbeitung und die Montage. Die sägerohren Bretter mit ihren feinen Härchen nehmen das Wasser nicht auf und lassen es abtropfen. Staubleisten verdecken die Spalten. Beim modernen Fassadenbau erfüllen wetterabweisendes Material wie gebundene Platten, Gläser, oder auch Holz dieselben Funktionen. Am meisten fasziniert mich jedoch der Gedanke der Nachhaltigkeit. Schürli sind aus ihrer gegebenen Situation heraus nachhaltig gebaut worden. Als reine Funktionsgebäude wurde auf dekorative Elemente verzichtet, welche bei Wohngebäuden zumindest einen grösseren Arbeitsaufwand bedingten. Sie erfüllen den heutigen Modebegriff „from cradle to cradle“.

Wie erwähnt, stammen die Baustoffe aus nächster Umgebung mit kleinsten Transportwegen. Das Mauerwerk wurde mit lokalen Steinen gemauert, der Rest war aus lokalem Holz. Selbst alle Verbindungen waren in Holz, entweder in Blockbauweise, in welcher die Ecken überkreuzt werden, oder im Ständerbau, welcher bei den Schürli in zwei Versionen gebraucht wurde. Für die Lauben in fast derselben Weise, wie wir es heute noch tun, verkleidet mit Schalung, die in den Scheunen einhäutig ist. Die zweite Art würde ich heute eher als Block bezeichnen, einen Block der in den Ecken in einen Ständer eingennutet ist. Zur Verbretterung der Ständer wurden anfänglich Nägel (Zapfen) aus Holz benutzt, erst später dann auch geschmiedete Eisennägel. Die gespalteten Schindeln sind in mehreren Lagen auf die magere Dachschalung aufgelegt worden. Da diese oft ersetzt werden musste, finden wir heute meist genagelte Schindeldächer. Früher wurden diese mit Stangen und Steinen beschwert.

Städtebaulich/ Architektonische Eingliederung

Wenn man in der Architektursprache über der Eingliederung eines Objektes in seine Umgebung spricht, wird oft der Begriff städtebaulich benutzt. Nebst dem Ortsbild sind die Begriffe der Raumplanung, wie es die Namen schon sagen, für die Integration der Schürli in ihre Umgebung nicht brauchbar. Scheunen sind durch ihren Charakter in einem weiten Streusiedlungsgebiet netzpunktartig verteilt. Sie stehen immer dort, wo die Kühe in gewissen Zyklen Futter fanden. Die Streusiedlung ist das Ortsbild der Alpentäler Im Jungsiedlungsraum und das Stiefkind der Raumplanung. In den Tälern gab es keine Ortsbilder, die Dörfer waren oft nicht mehr als eine Kirche, Schule und eine Gaststätte. Dem angegliedert waren dann die Bauernhöfe, dazwischen die Feldscheunen. Oberhalb der Streusiedlung noch vor den Alpweiden, gibt es eine Zwischenzone, welche raumplanerisch kaum erfasst ist, da sie wie die Alpen nur saisonal bewohnt und bewirtschaftet wurde. Hier treffen wir die Maiensässe, im meiner Region Vorsass genant. Die Ställe waren direkt an die Hütten angebaut oder integriert. Noch ein paar 100

Höhenmeter weiter oben kommen die Lischenschober, dann die Alphütten und für das oberste Gras die Heuhütten.

Schüli sind also eigentlich nicht ins Landschaftsbild integriert, sondern definieren es. Auf eine unaufdringliche und wunderbare Art.

Beschrieb Bauteile

Giebel/Giebelseitig

Die beim Satteldach ins Dreieck laufende höheren Fassaden.

Traufe/Traufseitig

Die beim Satteldach tieferen Seiten, dort wo das Wasser hinläuft, trüuft.

Satteldach

Zeltförmiges Schrägdach, oft symmetrisch, auf der Firstpfette aufgelegt.

First

Höchste Pfette, höchstes Konstruktionselement bei einem Satteldach.

Pfette

In Längsrichtung, wie Traufe verlegter Balken der das die Sparren und das Dach trägt.

Sparren

Quer zur Pfette laufende Balken, Träger der Dachschalung.

Schindeln

vom Baumstamm abgespaltene Holzbrettchen, oft als Dacheindeckung genutzt.

Gwätt

Eckverbindung im Blockbau

Gwättecken/Konsolen/Blockkonsolen

Eckverbindungen und Konstruktive Ableitung der Pfetten Kräfte, helfen auch dass der Block nicht umkippt.

Schwelle

Die Schwelle ist der erste Kranz im Blockbau. In ihr wurde auch der Boden eingenetet

Bund

Der Bund ist der letzte Kranz im Hauptgeschoss und zugleich die Schwelle eines Geschossen darüber, in ihm ist die Decke eingenetet.

Ständer

Stehende Holzpfosten in Schwelle und Bund eingenetet.

Schalung

Aneinandergefügte Bretter

Staubleiste

Leisten zur Verschlussung von Lücken in der Schalung

Diele/Heuboden

Dachgeschoss der meisten Scheunen, oft zur Lagerung von Heu genutzt

Strewisgrächen/Laube

Seitlicher Anbau in Ständerbauweise, oft wurde bei Scheunen dort Stroh gelagert.

Barni

Futterkrippe und Querholz zum Anbinden der Tiere

Stallstüre

Meist zweigeteilte Türe gegen aussen Öffnend, der obere Teil wurde zum durchlüften des Stalls offengelassen.

Stall

Raum in dem die Tiere gehalten wurden, im Sommer über Tag (da zu heiss) im Winter die ganze Zeit.

Anbindestall

Stall in dem die Tiere angebunden sind. Schürli waren immer Anbindeställe, sie können nach heutigen Vorschriften nicht mehr zu Tierhaltung genutzt werden.

Laufstall

In den letzten Jahren wurden nur mehr Laufställe gefördert, die Tiere können hier frei rumlaufen, aber kaum ruhen. Laufställe sind oft als tiergerechter angesehen, da die Tiere nicht angebunden sind. Sie sind auch für grössere, industriellere Haltung favorisiert, da die Kühe selber zum Melkstand laufen können.

Streusiedlung

Raumplanerischer Begriff einer weit verteilten Überbauung, wie sie in den Tälern des Alpenraums anzutreffen ist.

Quellen:

Die Zimmermansgotik im Saanenland (Christian Rubi) Müller Druck

Das Saanerhaus des 17. Jahrhunderts (Christian Rubi) Müller Druck

Das Schür.li Buch, eine Aufnahme der Schür.li in Gsteig (Verein Schür.li)

Die Alpen (Werner Bätzing) ISBN 978-3-8062-3779-5